

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 8

Artikel: Der Rosenhof [7. Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ROSENHOF

Roman von

LISA WENGER

Copyright by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

(7. Fortsetzung.)

„Well,“ sagte die Frau. „Ich habe elf Kinder. Bleibt da, und lehrt sie besser lesen und schreiben. Ich zahl's.“ Ich sah den Joe an, und der Joe sah mich an.

„Und ich?“ fragte ich.

„Ihr könnt auf der Farm helfen. Ich brauche Mannsbilder,“ sagte sie resolut.

Wir blieben. Was ging uns ihre Häßlichkeit und ihre Verliebtheit an, solange sie uns gut zu essen gab und gut bezahlte? Das war ihre Sache. Und was ging sie unser Vorleben an? Sie fragte nicht danach, wenn wir nur arbeiteten.

Wir hätten dableiben können, wenigstens einer von uns. Sie hatte aber die Heiratsfalle schlecht eingestellt. Keiner von uns ging ihr hinein. Als der Winter kam, zogen wir fort, wenn sie schon den Kopf in die Schürze steckte und die Augen trocknen mußte. Sie versprach uns goldene Berge, wenn wir blieben, aber keinen von uns gelüftete es, sich im Jenseits mit den beiden Erschlagenen um dieser Frau willen herumzubalgen.

Wir zogen weiter. Wir ritten oder fuhren, denn an Geld mangelte es uns nicht. Drei Wochen später war Joe tot. Das gelbe Fieber. Ich vermietete mich auf einen Segler als Koch und fuhr hinunter nach Buenos Aires. Dort zog ich ins Land hinein und blieb in der Kolonie Astoria hängen. — —

Onkel Daniel machte eine Pause. Tante Ursula legte ihre Brille auf den Tisch. Susanna blieb stumm, die Arme übereinandergeschlagen.

„Ich weiß nicht, ob der Mann nicht zu beneiden ist,“ sagte plötzlich Herr Stadtrat Schwendt, der sein Leben lang nicht weit über die Kantons-grenze hinausgekommen. „Mir scheint, man hätte weniger Fett um die Seele.“ Tante Ursula klopfte mit der Stricknadel auf den Tisch.

„Schwendt,“ sagte sie. Daniel lehrte gewaltsam in das Land der Wirklichkeit zurück.

„Ja, ja,“ sagte er, „das sind Schicksale. Der Mann hat sich tapfer durchgeschlagen. Geld hat er nie verlangt. Es lag doch nahe, da sein Kind unsere Tochter geworden. Er scheint ja auch ganz ordentlich zu leben.“

„Das Lumpenleben nennst du ordentlich, Schwendt,“ fragte Tante Ursula. Susanna schwieg noch immer.

Es war etwas in ihres Vaters Brief, das sie anzog, und etwas, das sie abstieß. Der braven, ordentlichen Bürgerstochter, die auf vorgeschriebenen Pfaden ging, war das Herumbagabondieren ein Greuel. Sie verstand auch nicht, daß man sich einwurzeln mochte, wo ein paar Körner Erde sich boten.

Aber ein Ahnen von Weite, Größe und Freiheit ging durch ihre Seele. Sie meinte, es müßte auch schön sein, sich einmal so recht durchblasen zu lassen. Es erschien ihr merkwürdig und wünschenswert, einmal so ganz tun und lassen zu können, was man wollte. Zu kommen, zu gehen, zu bleiben, alles, wie man wollte. Sie fühlte unbestimmt, daß einem solchen freien Menschen keine Bleigewichte anhängen, daß er denken und empfinden konnte, wie es ihm gefiel. Es machte sie auch der Gedanke nachdenklich, ob wohl die Liebe dort drüben durch Herkommen und Sitte gebunden sei wie hier, oder ob sie eine Zigeunerin geworden, frei zu kommen und zu gehen? Ob der Mann, der diesen Brief geschrieben, den Frauen wohl etwas nachgefragt haben mochte?

Susanna erschrak. Wie kam sie auf solche Gedanken? Es war ja ihr Vater, von dem sie derartiges wissen wollte? Vater? Das Wort sagte ihr nichts. Ein fremder Mann hatte ihr geschrieben. Sie strich sich die Locken zurück.

„Susanna,“ unterbrach Onkel Daniel ihr Sinnen. „Wir wollen weiter lesen.“ —

„Ich mag nicht erzählen, wie mein Lebensweg mich bergauf und bergab führte. Wie ich wieder

dem Hungerleiden nahe kam und auch wieder mit mehr Geld klumpen konnte, als ich brauchte. Wie ich in der Kolonie Gärten anlegte, Drahtgeflechte machte, in einer Schmiede als Knecht mithalf und eine Ernte lang Erdnüsse ausgraben half.

Ich will nur sagen, daß eine große Gleichgültigkeit den Dingen gegenüber mich beherrschte. Eine Art Gleichmut, in der ich mich um nichts sorgte, weder um die nahen, kommenden Tage, noch um die fernere Zukunft. Im rechten Augenblick fiel mir immer ein Apfel vom Baum, die Erfahrung hatte ich hinter mir.

Ich vergaß auch ganz und gar meine Vergangenheit. Sie ging mich nichts mehr an. Sonst wußte keiner etwas davon.

Die unendliche Weite, die stets vor mir lag, wenn ich weiter zog von einem Ort zum andern ins Land hinein, die wenigen Menschen, denen ich begegnete und mit denen ich reden konnte, machten einen Schweigsamen aus mir, dem nicht nur die Rede, sondern auch die Gedanken still standen.

Mit einer guten Büchse, einem Jagdmesser und einem Pferd war ich in Astoria eingezogen. Die erste Nacht lag ich zum Schlafen auf der Erde nach Art der Eingeborenen. Ein Loch für den Kopf im Boden, eines für den Körper, zwei für die Ellbogen, und ich schlief, als gäbe es keine Betten.

Eure Mutter — daß mich einmal eine solche feine, zarte Frau lieb gehabt hat — würde sich wundern, daß mir das Schießen, das ihr allsonntäglich mit allem, was drum und dran hing, das Leben verdarb, einmal helfen würde, mir ein Haus zu bauen. Ein Tigerkakenfell nach dem andern hing an der Blockhütte, die ich mir gezimmert. Weite Gemüesfelder legte ich an, hielt mir Schafe, später Pferde.

Ich kaufte und verkaufte. Einmal holte mir die Regierung — Gott verzeihe mir, daß ich ihr diesen Namen gebe — meine sämtlichen Pferde fort, um sie bei einem Aufstand zu gebrauchen. Ich erhielt eine Schrift mit großem Siegel, regelrecht ausgestellt und vom Sheriff unterschrieben, aber weder meine Pferde zurück noch je mein Geld. Da ich noch weniger Aussicht hatte, zu meinem Recht zu kommen, als weiland Michael Kohlhaas, ließ ich die Sache gehen, wie sie ging, und fing von vorne an.

Und nun kam die Zeit, da ich meinte, daß für mich das Glück an allen Bäumen hänge und ich nur zu schütteln brauche, um es herunterzuholen.

Meine Frau lag im Grab. Zwischen meinen Kindern und mir lagen Meere und Länder, mein Herz wartete darauf, zu seinem Recht zu kommen.

Ich verliebte mich. Sie war fünfzehn Jahr alt und war eine Indianerin, so schön, wie ich mich nicht erinnern kann, je eine Frau gesehen zu haben. Die bräunliche Haut glänzte, und die schweren, strähnigen Haare hingen ihr blau-schwarz über den Rücken. Es gelüstete einen, die Fäuste darin zu verstricken und den kleinen Kopf zu schütteln, zu zermalmen vor lauter Liebe.

Ich nahm sie in mein Haus. Von dem Tage an lachte ich über alles, was gewesen war und kommen konnte. Ich lachte über meine Schuld, denn mein Glück hatte sie nun ganz verwischt und getilgt, ich lachte über meine Begriffe von Ehe und Familie, denn ich war unendlich glücklich ohne sie, ich lachte über Sitte, Kultur, Wissen, denn Ruggalja konnte nicht lesen und nicht schreiben, und ihr Lachen klang schöner als alle Wissenschaft der Welt.

Sie gebär mir zwei Kinder. Schwarze Geschöpfe, wie die Mutter schön. Drollig wie kleine Bären. Biegsam wie Weidengerten. Ich schrie laut in die Prärie hinein vor Freude.

Mein Wohlstand stieg. Meine Pferdeschar verdoppelte sich. Mein Land kaufte eine Gesellschaft, die eine Eisenbahn bauen wollte, und diesmal sah ich mich vor, nicht nur Papier als Bezahlung zu erhalten.

Ich baute mir ein Backsteinhaus und Ställe. Ich legte ein Lager von Fellen an, die ich von den Indianern eintauschte. Elfenbein, Bambusrohr, Indianerschmuck, alles das kauften die Matrosen, die teils Handel damit trieben, teils ihr Geld los werden wollten und ihren Mädchen dahome den Firtlesanz mitbrachten. Alle paar Monate ritt ich an die Küste mit ein paar Knechten und beladenen Pferden.

Oft litten meine Vorsätze dort Schiffbruch. Wenn mich die Spielwut nicht zu heftig packte, ritt ich heim, nachdem ich mein Geld im Beutel hatte und die Waren los war. Glückte es mir nicht, den Weg gleich zurückzufinden, spielte ich. Manchmal Tage und Nächte lang. Dazu trank

ich und lag in der Bar, bis der Wirt mich in eine Pferdedecke einwickelte und hinaus in den Stall trug. Da lag ich, und wenn ich erwachte, fand ich meine Taschen leer. Alles Zähneknirschen nützte mir nichts, ob es mich Schwächling anging oder die Räuber, die mich bestohlen. Sie kannten mich aber im Hafen, und ein Pferd zum Heimreiten lieb mir ein jeder.

Zu Hause wartete Kugalja, lachte und küßte mich und warf mir, wenn ich kam, ihre Bälger von weitem in die Arme.

Es kam ein Tag, an dem ich fortziehen mußte, um Bambusrohr einzuhandeln. Ich blieb sehr lange fort. Teils weil ich tagelang den Indianern nachstreichen mußte, teils weil ich spielte, wo ein Weißer sich zeigte. Als ich heim kam, war Kugalja eine andere geworden.

Ich hatte ihr befohlen, sich einen Schutz zu nehmen, eine Hilfe, und ihr deshalb ein Mädchen gemietet, das von der nächsten Farm gekommen war und sich angeboten hatte. Die Männer, die ich mir für die Pferde hielt, Indianer, Neger, Mischlinge, wollte ich mit der Kugalja nicht in einem Haus haben. Das Mädchen sollte sie mir hüten. Es war sehr groß, stark, hübsch, aber derb, hatte kurze, kohlschwarze Haare, die unter dem roten Kopftuch hervorsahen, und war kaum achtzehn Jahre alt. Die konnte, wenn's sein mußte, auch einen verliebten Eindringling aus dem Hause werfen. Eine Handvoll Geld erhielt sie im Voraus für diesen Dienst.

Als ich wiederkam, hatte Kugalja mit ihr solche Freundschaft geschlossen, daß sie sich zulachten, wenn ich den Rücken drehte, daß ich hinter Zäunen und in den Ställen ihre roten Röcke fliegen sah und stundenlang nach Kugalja rufen konnte, ehe sie mit der großen Kreatur aus dem Wald kam.

Einmal in der Nacht erwachte ich plötzlich, und bevor ich die Augen recht geöffnet, hatte mich die große Dirne, jetzt in den ihr zukommenden Männerkleidern, gepackt und hielt mich, den Liegenden, fest. Bliksschnell schlang Kugalja die Seile um mich, die Zähne dabei zusammenbeißend, damit die Schlingen halten sollten. Was half mein Wutgeheul? Ich hörte die Pferde davontreiben, hörte die gellenden Freudenschreie der beiden und

das Weinen meiner aus dem Schlaf gerissenen Kinder.

Einen halben Tag lag ich so da, denn was hatten meine Knechte in meinem Haus zu suchen? Was ich an barem Geld besaß, war weg. Einen Sack voll Ketten, Schlangenhäute und Felle hatten die beiden Teufel mit sich genommen, denn meine drei schönsten Pferde trugen mit Leichtigkeit eine große Last.

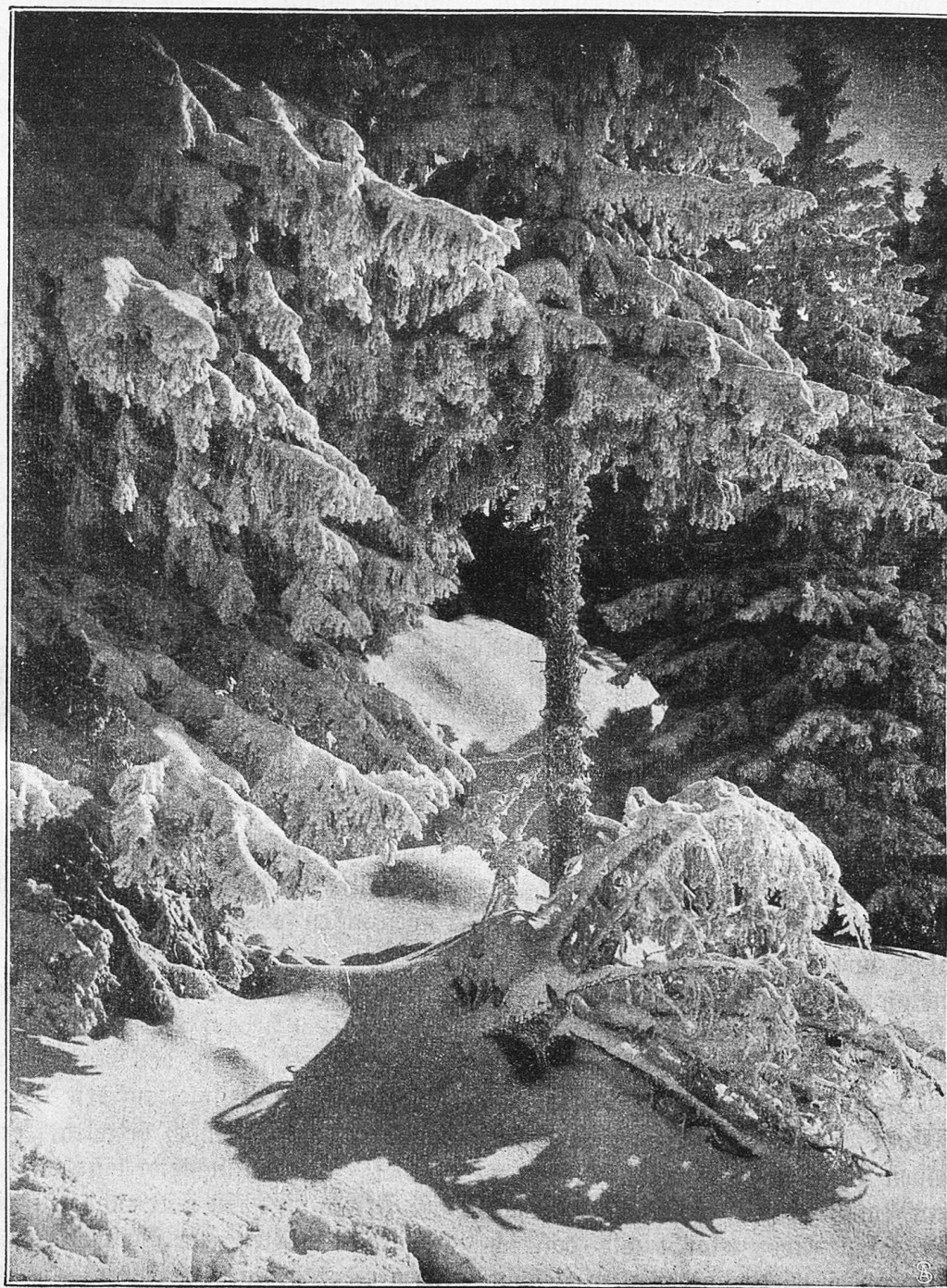
Nach sieben Wochen kam ich von einer Krankheit zu mir, die sich in Krämpfen und Schäumen gleich einem wilden Stier gezeigt, die ich früher nicht kannte und die mich von Zeit zu Zeit wieder heimsucht.

Das war alles, was mir von meiner Liebe übriggeblieben. Ich zerstampfte auch die Erinnerung daran, denn wenn sie mich überfiel, heulte und knirschte ich, zerschlug, was mir in die Hände kam, und trank, bis die schäumende Wut kam und mich hilflos machte.

Und doch kam ich wieder oben auf. Die Haufen kostbarer Felle in meinem Lager wurden größer und größer. Ganze Mengen von Bambus lagen bereit, und Elfenbein hatte ich von schwärmenden Indianern billig eingetauscht. Ich wollte ein Schiff damit beladen lassen und ritt zum Hafen, um eines zu mieten und einen Kapitän zu heuern, damit er es nach Europa fahre. Wenn mir das gelang, wollte ich heim.

Nicht heim in mein flaches, weißes Backsteinhaus, wo Kugalja gehaßt und ich ihr Opfer geworden. Heim, in mein Vaterland, heim zu den Leuten, die sprachen und dachten wie ich, zu Menschen, die lesen und schreiben konnten und keine wilden Tiere waren, halb Affen und halb Tiger. Heim, in das kleine Städtchen mit der gedeckten Holzbrücke über dem breiten Wasser, wo wir als Kinder uns übers Geländer gebeugt und uns zwischen die Balken drängten, wenn ein Wagen mit Donnern einfuhr und die schweren Hufe der Pferde über die Bretter dröhnten. Und keine Stunde wollte ich länger warten, als ich mußte.

Wir zogen tagelang mit unseren beladenen Pferden dem Hafen zu. Ich leitete die Verladung selber. Der Kapitän, ein älterer, ehrlicher Mann, und seine Tochter halfen dabei. Auch der Schiffsreeder, der als ein Mann von zweifelhaftem Wert bekannt war, machte sich nützlich. Meinen Vertrag



Vom Winter verzaubert!

hatte ich mit größter Vorsicht abgefaßt, es war alles in Ordnung, und am nächsten Morgen um sechs Uhr sollte die Ausfahrt stattfinden. Nachts um elf Uhr waren wir mit dem Einladen fertig geworden, und ich hatte das Schiff verlassen, um Bekannte zu besuchen.

Man holte mich aus den Federn mit der Schreckensnachricht, daß das Schiff im Hafen gesunken sei und mit Mann und Maus und der ganzen Ladung auf dem Grunde liege.

Ich stürzte zum Reeder, denn es hatte sich sogleich das Gerücht verbreitet, das Schiff sei böswillig angebohrt worden, um die Versicherungssumme einzuheimsen. Er war nicht zu finden. Er sei fortgeritten, sagte man mir.

Was half es mir, daß er verfolgt und endlich gefangen wurde? Was half es mir, daß er ein paar Jahre Gefängnis bekam? Ich wurde nicht entschädigt, und die Arbeit von vielen Jahren lag auf dem Meeresboden.

Zehn Tage trank ich im Hafen herum. Zehn Abende nacheinander verspielte ich, was ich noch hatte. Danach ritt ich heim.

Die Hoffnung, reich zu werden, die mich seit Kugaljas Verrat mit ihrem heißen Atem allein noch lebendig hielt, war in alle Winde zerstoßen. Ich hatte den Mut verloren und lag den ganzen Tag auf ein paar Fellen herum. Alles ging drunter und drüber. Die Pferdeknechte stahlen, was sie in die Hände bekamen. Meine Felder bebautete ich nicht, und meine Pflanzungen pflegte ich nicht. Endlich verkaufte ich den Kram, ritt dem Hafen zu, kaufte mir Tinte und eine Feder und schrieb an Euch. Ich hielt es vor Heimweh nicht mehr aus.

Ich will Euer Leben nicht stören. Laßt mir irgendwo einen Platz in dem alten Städtchen oder auf dem Land, wo Ihr wollt und ich Euch nicht im Wege bin. Aber erlaubt mir, daß ich komme. Und wenn ich wieder in der alten Heimat sein werde, besucht mich, wenn Ihr es wagt, einen solchen zermürbten Mann in Eurer Nähe zu haben. Grüßt, wenn sie leben, Eure Pflegeeltern. Euer Vater. — —

Gusanna stand längst am Fenster. Sie fühlte ihr Herz heftig klopfen, denn alles, was sie hörte, erregte sie aufs höchste. Das Bild ihres Vaters stieg vor ihr auf, nebelhaft und trübe, und es ge-

stellte sich ihm die Erinnerung an peinliche und beschämende Demütigungen. Kein Funke von Zuneigung oder kindlicher Liebe sprang in ihr auf, aber auch kein Haß mehr wie damals, als der Mann mit dem geschorenen Kopf vor ihr stand und sie ihm die Hand geben sollte. Der Vater tat ihr leid, und ein leises Interesse regte sich, aber nicht mehr, als sie es für jeden Fremden empfunden, der unter denselben wechselvollen und grausamen Schicksalen zu seufzen gehabt hätte wie ihr Vater.

„Das muß ich sagen,“ äußerte sich Tante Ursula. „Der Mann hat Mut. Nach allen diesen ungehörigen Abenteuern will er uns heimsuchen? Der kann sich nie und nimmermehr an geordnete Verhältnisse gewöhnen.“

„Ursula, der Mann tut mir leid,“ sagte Onkel Daniel bestimmter, als es sonst seine Gewohnheit war. „Hat er sich gehalten, sich keines Fehls mehr schuldig gemacht, trotzdem er unter Wilden und Halbwilden lebte, so ist das viel.“

„Seine sogenannte Ehe mit einer Indianerin zählst du nicht?“ fragte Ursula. „Noch seine Spielwut? Noch auch die Nächte, die er in den Pinten im Hafen zubrachte?“

„Mische nicht unsere und die dortigen Verhältnisse zusammen. Ich weiß von anderen, daß jahrelang kein Pfarrer oder Priester jene Kolonie betritt. Wie hätte er sich da nach unserer Sitte trauen lassen sollen?“

„Schwendt,“ sagte Ursula, „ich will dem Manne nichts Böses nachsagen. Ich sehe, daß er es nicht leicht gehabt und immer gearbeitet hat. Aber sage selbst, paßt der Mann hierher? Paßt der Mann zum Beispiel auf den Rosenhof?“

„Nein,“ sagte Daniel betreten, „er paßt nicht hierher.“ Plötzlich lachte er laut auf. „Ich möchte dich, Ursula, und ihn miteinander über die Grenzen des Erlaubten zum Beispiel und des Schickslichen reden hören. Oder über —“

„Du schweiffst ab, Schwendt. Sage mir, ob Springer ins Pfarrhaus von Bergeln paßt, wo sie in Sorge sind, nicht dem kleinsten Bäuerlein Anstoß zu geben, wo Pfarrer König jedem etwas leichten Jüngferchen nachläuft, um es vor einem möglichen Fall zu bewahren, wo er die Männer, von denen er weiß, daß sie leicht ins Trinken geraten, zusammensucht und einlädt und sich müht,

Ordnung und gute Sitte in seinem Städtchen aufrechtzuerhalten. Und dann willst du ihn, einen Vagabunden, einen halben Indianer . . .“

„Aber, Ursula, denk daran, daß er Susannas Vater ist.“ Tante Ursula schwieg. Aber eilfertig tanzte der Wollenknäuel, und laut und unwillig klapperten die Nadeln. Man sah, daß Tante Ursula noch nicht ihr letztes Wort gesprochen hatte. Sie fuhr dann auch richtig fort, ihre Gedanken laut zu äußern, doch nahm sie die gebührende Rücksicht auf ihrer Pflegetochter kindliche Gefühle.

„Schwendt, ich mag mir das überlegen, wie ich will, es wäre ein Unding, mit einem Mann, der die Steppenfürfreiheit gewöhnt ist, zusammenleben zu wollen. Überhaupt bildet er sich nur ein, er könnte hier glücklich sein, er paßt niemals hierher, ich habe es dir schon gesagt.“

„Wenn der Mann nun aber hier glücklich sein will,“ beharrte Onkel Daniel. „Das Glück findet doch ein jeder nur da, wo er es sucht, und jeder findet nur sein eigenes. Wenn also Springer Heimweh hat, das Städtchen wiedersehen will, in dem er gelebt, seinem Vagabundenleben den Abschied geben möchte, so können wir das ja nur begrüßen. Was ich dazu tun kann, will ich tun.“

„Schwendt, ich begreife dich nicht. Du bist doch sonst kein Gefühlsdusler. Und sein Vorleben, Schwendt? Denkst du daran gar nicht? Soll Susanna ihn als ihren Vater unsern Bekannten vorstellen und sehen, wie ein jeder die Augenbrauen zusammenzieht, sich besinnt und endlich weiß: Ach richtig, das ist der Springer aus Bergeln, der die Vogtsgelder veruntreute? Und du kannst dich darauf verlassen, es hat das keiner vergessen.“

„Ja,“ sagte Onkel Daniel, „so sind wir Menschen. Was sagst du dazu, Susanna?“ Das Mädchen hatte mit keinem Wort das Gespräch ihrer Pflegeeltern unterbrochen. Sie war blutrot geworden, als die Tante von der Möglichkeit sprach, daß man sich ihres Vaters als eines Zuchthäuslers erinnern könnte.

„Ich habe vorhin gedacht, daß man, wenn der Vater wirklich darauf besteht, hierher zu kommen, ihn vielleicht bei Onkel und Tante von Turnach unterbringen könnte. Sie haben ja schon solche — solche — andere Menschen — bei sich.

Sie würden ihn gewiß nehmen, und der Vater hätte es gut dort.“

„Ein ausgezeichnete Gedanke,“ sagte Onkel Daniel und steckte sich endlich wieder seine Pfeife an, die er beim Lesen des Briefes hatte ausgehen lassen. „Die lieben Leuten von Turnach, das sind die richtigen, um es einem armen Wandervogel recht zu machen.“ Er war wie erlöst.

„Schwendt, ich begreife dich nicht,“ sagte Tante Ursula, „und dich, Susanna, auch nicht. Was soll dein Vater zwischen den Bienenstöcken des Onkels und den Rosenbäumen der Tante? Meint ihr denn, es genüge einem Menschen, der gewöhnt ist, tagelang zu reiten und zu trinken und zu fluchen, unter der Linde zu sitzen und Kaffee zu trinken, und wenn ihn die Katrin auch noch so gut braut. Der wird im Wirtshaus sitzen wollen und vor zwölf Uhr nachts nicht heimkommen.“

Susanna und Onkel Daniel wurden nachdenklich, denn ganz unrecht hatte die Tante nicht.

„Ich weiß gar nicht, wie ich mich zu benehmen hätte dem Vater gegenüber,“ sagte Susanna beklommen, denn ein Mann, der bis zwölf Uhr im Wirtshaus sitzt und trinkt und mit den Kerlen herumlacht, war ihr ein widerwärtiger Gedanke. „Ich kenne ja unsern Christian besser als ihn, und könnte mich besser mit ihm unterhalten als mit dem Vater. Und dann fürchte ich mich so vor seiner Krankheit, es graut mir davor.“ Es wurde still im Zimmer, denn ein jedes beschäftigte sich in Gedanken mit dem Amerikaner, der in ihren Frieden zu fallen drohte.

„Eine dumme Geschichte,“ murmelte endlich Daniel. Ursula sagte nichts. Sie war aber entschlossen, keine Schritte zu tun, um den Vater ihrer Tochter ins Land zu locken. Der mochte ruhig draußen bleiben, wo er in Gottes Namen nun einmal besser hinpasse, als in den Kreis ihrer Familie. Turnach war auch noch lange nicht weit genug vom Rosenhof entfernt, den konnte man ja mit der Post in zwei Stunden erreichen. Möchte der gute Springer sich mit seinem Heimweh abfinden wie er wollte, Ursula fand, daß sie genug taten, wenn sie und Schwendt ihm die Tochter erzogen und zu ihrem eigenen Kind gemacht hatten. Sie legte einen Augenblick die Nadeln samt dem Wollenstrumpf weg, legte die Hände zusammen, sann nach, und war bald dar-

auf entschlossen, keinen Schritt zu tun, der den fremden Mann, denn was ging er sie im Grunde an, in ihre und Susannas Nähe brachte. Sie nahm die Arbeit wieder auf, und ihr rasches und leichtes Stricken zeigte Susanna, die sich auf die Tante verstand, daß sie einen Entschluß gefaßt. Daß dieser Entschluß auch ausgeführt wurde, verstand sich von selbst.

Onkel Daniel war inzwischen mit so langen Schritten in der Stube hin und hergegangen, daß er stets auf eines der dunkel gebohnten Bierdeckel treten konnte, die die Stube zu einem großen Schachbrett machten. Er war im Nu bei dem Pfeifenbrett und von dort bei den beiden weißen Damen. Ja, das war aber auch keine einfache Sache, so sehr sie ihm anfangs so erschienen war. Die Dinge mußten doch eigentlich zusammenpassen, wenn sie stimmen sollten. Und wo stimmte in diesem Falle irgend etwas? Stimmten der Springer und sie zusammen? Stimmten die geordneten Verhältnisse des Landes mit dem Räubertum dort unten? Stimmten die Ansichten des Mannes mit denen der hiesigen Bürger? Stimmte es, daß Susanna bei ihren Pflegeeltern wohnte und von ihnen genährt und gekleidet wurde, wenn ihr eigener Vater in der Nähe war? Stimmte es, daß sie Vater zu ihm sagen sollte und ihn weder kannte noch liebte, nicht begriff und nicht billigte, ganz abgesehen davon, daß sie

sich im Grunde seiner schämen mußte? Nein, nein, Ursula hatte recht, da mußten die Meere dazwischenliegen, wenn die Sache gut gehen sollte. Und schließlich waren er und Ursula nicht dazu auf der Welt, um von Fremden beunruhigt zu werden. Mit Geld wollte er Springer gern helfen, wenn er welches brauchte. Das wollte er ihm sehr zart und leise andeuten. Aber sich in seinem Behagen und seinem ruhigen Leben stören lassen, nein, das wollte er nicht. Übrigens konnte das auch kein Mensch von ihm verlangen. „Susanna, was meinst du?“ fragte er laut. Seine Gedanken verschwieg er.

„Ich? Ja, ich weiß gar nicht. Ich kenne den Vater ja gar nicht.“

„Das wissen wir,“ sagte Ursula, „das hast du schon einmal gesagt. Aber was da zu tun sei, das möchten wir wissen.“

„Ich möchte nicht mit dem Vater leben,“ sagte Susanna bestimmt. „Ich bleibe lieber bei euch.“

„Das glaube ich dir, Töchterchen,“ lachte Onkel Daniel. „Es mutet dir das aber auch niemand zu. Ich weiß nicht, ich meine, wir antworten gar nicht auf diesen Brief. Was meint ihr? Was sollen wir sagen? Lügen wollen wir doch nicht, und nein sagen ist nicht angenehm. Springer wird denken, der Brief sei gar nicht angekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Schwär Zyte und Winter

Der Winterobed lot ums Huus

Blo d'Heiteri lo verdimmre.

Voruffe gfeht me zmiht im Pfuus

Ae Stubelampe schimmre.

Wie rüücht's und stüübt's und macht der Schnee

Im Chämi d' Wülchli noe!

S=verbloft ne grad wie Chrüüz und Weh,

Der Rauch vom Cherzeto.

S'ischt müüslistille zringelum,

Und d'Waide wyß wie Syde.

Was sait der Winter? „Guete, hum,

Bergrab im Schnee dys Lyde.

Wo jedre Tann sä hani hüt

Mys Winterliedli gyged

Und weiß as d'Schritt und weiß as d'Lüüt

Uf allne Wäge schwyged.

Gah lueg die vile Flökli a,

Wie's fäkleb um d'Latärne!

Weischt, was i more für di ha?

Der Himel volle Stärne!

Dä nim dys Fraueli und s' Chind

Und lueg zuem Hergott uuse,

Där lot di au i Sturm und Wind,

I schwärer Zyt lo schnuuse.

Otto Helmut Lienert